

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



51 Jahre, 9 Monate und 4 Tage wartet Florentino Ariza auf Fermina Daza. Schon als 18jähriger Telegraphist hat er sich unsterblich in sie verliebt, in ihren stolzen Gang und den schweren Zopf auf ihrem Rücken. In poetischen Briefen hat er um sie geworben, für kurze Zeit ihre Aufmerksamkeit gewonnen, und sie dann an Doktor Juvenal Urbino verloren. Doch nie hat er aufgehört sie zu lieben.

In ihrer mehr als fünfzigjährigen Ehe mit Doktor Juvenal Urbino, einem hochgeachteten Arzt, hat Fermina Daza ein großbürgerliches Leben geführt. Während beide in der Stadt an der kolumbianischen Karibikküste Mode und Fortschritt bestimmen, das neue Jahrhundert mit einer spektakulären Ballonfahrt begehen, bringt es Florentino Ariza bis zum Direktor der Karibischen Flußschiffahrtsgesellschaft. Als unermüdlicher Don Juan lebt er ganz nach der Devise »untreu, aber nicht treulos«. Während er »25 Hefte mit 622 Eintragungen über dauerhaftere Liebschaften« führt, liebt er im Grunde seines Herzens nur die eine Frau, auf die er Zeit seines Lebens gewartet hat. Als Doktor Urbino bei einem tragischkomischen Unfall zu Tode kommt, erklärt Florentino Ariza noch am Abend der Beendigung Fermina Daza erneut seine Liebe.

»Gabriel García Márquez‘ komische, ironische, traurige Geschichte von Liebe und Vergänglichkeit ist von handfest- und dauerhaft-robustem Stoff der großen Literatur.« *Der Spiegel*

*Gabriel García Márquez*, geboren 1927 in Aracataca, Kolumbien, gilt als einer der bedeutendsten und erfolgreichsten Schriftsteller der Welt. 1982 erhielt er den Nobelpreis für Literatur für seine Werke, »in denen sich das Phantastische und das Realistische [...] vereinen, die Leben und Konflikt eines Kontinents widerspiegeln«. Gabriel García Márquez hat ein umfangreiches erzählerisches und journalistisches Werk vorgelegt. Er starb am 17. April 2014 in Mexiko City.

Das Werk von Gabriel García Márquez ist bei Kiepenheuer & Witsch und im Fischer Taschenbuch lieferbar.

Weitere Informationen finden Sie auf [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)

**GABRIEL GARCÍA MÁRQUEZ**

**DIE LIEBE IN  
DEN ZEITEN  
DER CHOLERA**

**ROMAN**

Aus dem Spanischen von Dagmar Ploetz

FISCHER Klassik





Erschienen bei FISCHER Taschenbuch  
Frankfurt am Main, Juli 2019

Lizenzausgabe

Die Originalausgabe erschien 1985 unter dem Titel

»El amor en los tiempos del cólera«.

© Gabriel García Márquez 1985

© für die deutsche Übersetzung:

Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1987

© für die Taschenbuchausgabe:

S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2004

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-90708-3

Es war unvermeidbar: Der Geruch von bitteren Mandeln ließ ihn stets an das Schicksal verheerter Liebe denken. Doktor Juvenal Urbino hatte ihn sofort wahrgenommen, als er in das noch dämmerige Haus trat, wohin man ihn dringend gerufen hatte, damit er sich eines Falles annähme, der für ihn schon seit vielen Jahren nicht mehr dringlich war. Der Antillenflüchtling Jeremiah de Saint-Amour, Kriegsinvalide, Kinderfotograf und der nachsichtigste seiner Schachgegner, hatte sich mittels Goldzyaniddämpfen vor den Martern der Erinnerung in Sicherheit gebracht.

Er fand die Leiche, bedeckt mit einem Tuch, auf dem Feldbett vor, in dem der Mann immer geschlafen hatte, dicht daneben ein Schemel und darauf die Schale, in der das Gift verdampft war. Am Boden hingestreckt und an ein Bein des Bettes gebunden, lag der Kadaver einer großen Dänischen Dogge, schwarz mit schneeiger Brust. Daneben lagen die Krücken. Den unordentlichen, stickigen Raum, der zugleich Schlafzimmer und Labor war, erhellte gerade erst ein Schimmer des Morgenrots im geöffneten Fenster, das Licht reichte jedoch aus, um sofort die Autorität des Todes zu erkennen. Die übrigen Fenster waren, wie jede Ritze im Zimmer, mit Lappen verhängt oder mit schwarzer Pappe vernagelt, was den Eindruck beklemmender Enge verstärkte. Da war ein langer Tisch, vollgestellt mit Flaschen und Tuben ohne Etikett und zwei abgestoßene Zinnschalen unter einer gewöhnlichen Glühbirne, die mit rotem Papier abgeschirmt war. Die dritte Schale, für das Fixierbad, befand sich neben der Leiche. Überall stapelten sich alte Zeitungen, Zeitschriften und Fotoplatten, beschädigte Mö-

bel standen herum, doch eine fürsorgliche Hand hatte das alles vor Staub bewahrt. Obwohl durch das geöffnete Fenster frische Luft ins Zimmer gedrungen war, lag für den, der ihn zu erkennen wußte, noch immer der laue Bittermandelgeruch gescheiterter Liebe im Raum. Doktor Juvenal Urbino hatte ohne bestimmte Vorahnung mehr als einmal gedacht, daß dies nicht der rechte Ort sei, um in der Gnade des Herrn zu sterben. Doch mit der Zeit hatte er es schließlich für möglich gehalten, daß diese Unordnung einem geheimen Beschluß der göttlichen Vorsehung gehorchte.

Ein Polizeikommissar war vor ihm eingetroffen, zusammen mit einem jungen Arzt, der sein gerichtsmmedizinisches Praktikum an der städtischen Poliklinik machte. Sie hatten, während er noch unterwegs war, das Zimmer gelüftet und die Leiche zugedeckt. Mit ihrer feierlichen Begrüßung bezeugten sie ihm diesmal eher ihr Beileid als ihre Ehrerbietung, denn seine Freundschaft mit Jeremiah de Saint-Amour war jedermann bekannt. Der vortreffliche Meister drückte beiden die Hand, wie er es seit jeher bei seinen Schülern vor der täglichen Vorlesung zur Allgemeinmedizin gehalten hatte, dann griff er den Saum der Decke, als sei er eine Blume, zwischen Daumen und Zeigefingerspitzen und enthüllte nach und nach mit sakraler Gemessenheit den Leichnam. Der Mann war vollkommen nackt, starr und verkrümmt, die Augen offen, der Körper blau und seit dem vergangenen Abend um fünfzig Jahre gealtert. Seine Pupillen waren durchsichtig, Bart und Haare gelblich, und über den Bauch zog sich eine alte Narbe, wie von einem Sacknäher zusammengeflickt. Weil er sich so lange an Krücken abgemüht hatte, erinnerten die Spannweite seiner Arme und sein Oberkörper an einen Galeerensklaven, seine wehrlosen Beine hingegen an ein Waisenkind. Doktor Juvenal Urbino betrachtete ihn einen Augenblick lang, und ihm war weh ums Herz wie

selten in den langen Jahren seines fruchtlosen Kampfes gegen den Tod.

»Idiot«, sagte er zu ihm, »das Schlimmste war doch schon überstanden.«

Er deckte ihn wieder zu und gewann seine akademische Überlegenheit zurück. Im Jahr zuvor hatte er seinen achtzigsten Geburtstag mit einer dreitägigen offiziellen Jubiläumsfeier begangen und in seiner Dankesrede wieder einmal die Versuchung abgewehrt, in den Ruhestand zu treten. Er hatte gesagt: »Zum Ausruhen habe ich Zeit genug, wenn ich tot bin, aber diese Möglichkeit beziehe ich noch nicht in meine Pläne ein.« Obwohl er auf dem rechten Ohr immer schlechter hörte und sich beim Gehen auf seinen Stock mit dem Silberknauf stützte, um die Unsicherheit seiner Schritte zu überspielen, war sein Auftreten im Leinenanzug mit der Uhrkette über der Weste immer noch das seiner jungen Jahre. Der Pasteur-Bart war perlmuttfarben wie das Haar, das er schön glatt gekämmt und mit einem sauber gezogenen Mittelscheitel trug, getreulicher Ausdruck seines Wesens. Der immer beunruhigenderen Erosion seines Gedächtnisses begegnete er, soweit möglich, mit hastig auf Zettel geschriebenen Notizen, die am Ende in seinen vielen Taschen durcheinandergerieten, wie auch die Instrumente, die Arzneifläschchen und so vieles andere in seinem vollgestopften Arztkoffer. Er war nicht nur der älteste und angesehenste Arzt, sondern auch der gepflegteste Mann der Stadt. Dennoch brachten ihm seine allzu offen zur Schau gestellte Gelehrsamkeit und die alles andere als unschuldige Art, mit der er den Einfluß seines Namens geltend machte, weniger Zuneigung ein, als er verdient hätte.

Die Anweisungen an den Kommissar und den Assistenzarzt kamen präzise und schnell. Eine Autopsie sei nicht nötig. Der Geruch im Hause genüge vollkommen, um die

Todesursache zu bestimmen: Emanationen von Zyanid, das in der Schale mittels einer fotografischen Säure aktiviert worden sei, und Jeremiah de Saint-Amour habe sich zu gut damit ausgekannt, als daß es sich um einen Unfall handeln könne. Eine skeptische Äußerung des Kommissars konterte er auf seine Weise: »Vergessen Sie nicht, ich unterschreibe den Totenschein.« Der junge Arzt war enttäuscht: Noch nie hatte er das Glück gehabt, die Wirkungen von Goldzyanid an einer Leiche zu untersuchen. Doktor Juvenal Urbino war überrascht gewesen, ihn nicht vom Medizinischen Institut her zu kennen, doch das leichte Erröten des jungen Mannes und sein Andenakzent lieferten ihm sogleich die Erklärung: Wahrscheinlich war er neu in der Stadt. Er sagte zu ihm: »Es wird sich hier schon irgendein Liebestoller finden, der Ihnen nächstens den Gefallen tut.« Während er das aussprach, fiel ihm auf, daß unter den unzähligen Selbstmorden, an die er sich erinnerte, dies der erste mit Zyanid war, der nicht seinen Grund im Liebesleid hatte. Daraufhin änderte sich sein Ton.

»Wenn Sie auf einen stoßen, sollten Sie auf etwas achten«, sagte er zu dem Assistenzarzt, »diese Leute haben gewöhnlich Sand im Herzen.« Dann wandte er sich an den Kommissar wie an einen Subalternen. Er befahl ihm, alle Instanzen zu übergehen, damit die Beerdigung am selben Nachmittag und in größter Diskretion stattfinden könne. Er sagte: »Ich spreche mit dem Bürgermeister.« Er wußte, daß Jeremiah de Saint-Amour von einer primitiven Genügsamkeit gewesen war und daß ihm seine Kunst weit mehr eingebracht hatte, als er zum Leben brauchte, so daß in irgendeiner Schublade im Haus reichlich Geld für die Begräbniskosten sein mußte.

»Und wenn Sie es nicht finden, macht das auch nichts«, sagte er. »Ich übernehme alles.«

Er ordnete an, den Zeitungen mitzuteilen, der Fotograf

sei eines natürlichen Todes gestorben, obwohl er glaube, die Nachricht werde sie eh nicht interessieren. Er sagte: »Wenn nötig, spreche ich mit dem Gouverneur.« Der Kommissar, ein ernsthafter und bescheidener Beamter, wußte, daß die staatsbürgerliche Gewissenhaftigkeit des Meisters sogar seine engsten Freunde zur Verzweiflung brachte, und war daher überrascht, mit welcher Leichtigkeit er sich, um die Beerdigung zu beschleunigen, über den vorgeschriebenen Amtsweg hinwegsetzte. Das einzige, worauf der Arzt sich nicht einließ, war mit dem Erzbischof zu reden, damit Jeremiah de Saint-Amour in geweihter Erde begraben werden könne. Der Kommissar bereute seinen vorlauten Vorschlag und versuchte, sich zu rechtfertigen.

»Es hieß, dieser Mann sei ein Heiliger«, sagte er.

»Etwas noch Selteneres«, sagte Doktor Urbino, »ein ungläubiger Heiliger. Aber das geht nur Gott etwas an.«

Aus der Ferne, vom anderen Ende der aus der Kolonialzeit stammenden Altstadt, erschallten die Glocken der Kathedrale und riefen zum Hochamt. Doktor Urbino setzte sich die goldgefaßte Halbmondbrille auf und sah auf die zierliche Taschenuhr, deren feiner Deckel von einer Feder geöffnet wurde: Er war im Begriff, die Pfingstmesse zu verpassen.

Im Wohnraum stand ein riesiger Fotoapparat auf Rädern, wie er in öffentlichen Parks benutzt wird, auf einer Leinwand war in Anstreicherfarben ein Sonnenuntergang am Meer als Kulisse gemalt, und die Wände waren mit Kinderfotos von denkwürdigen Tagen tapeziert: erste Kommunion, das Kaninchenkostüm, der glückliche Geburtstag. Doktor Urbino hatte die allmähliche Verkleidung der Wände verfolgt, Jahr um Jahr, während er sich an den Schachabenden dem Grübeln hingab, und oftmals hatte er in einer Anwendung von Mutlosigkeit gedacht, daß diese Galerie

der zufälligen Bildnisse den Keim der künftigen Stadt in sich trug, die, von jenen unsicheren Kindern regiert und verdorben, nicht einmal mehr die Asche seines Ruhms bewahren würde.

Auf dem Schreibtisch, neben einem Topf mit ein paar Kapitänspfeifen, stand das Schachbrett mit einer unbeendeten Partie. Doktor Juvenal Urbino konnte trotz seiner Eile und seiner düsteren Stimmung nicht der Versuchung widerstehen, die Partie zu studieren. Er wußte, daß es die der vergangenen Nacht war, da Jeremiah de Saint-Amour an jedem Abend der Woche und mindestens mit drei verschiedenen Gegnern spielte, doch stets führte er das Spiel zu Ende und legte danach das Brett und die Steine in ihre Schachtel und die Schachtel in eine Schublade des Schreibtischs. Der Arzt wußte, daß er immer mit Weiß spielte, und es war offensichtlich, daß er dieses Mal nach vier weiteren Zügen unrettbar geschlagen gewesen wäre. »Hätte es sich um ein Verbrechen gehandelt, wäre das hier eine gute Fährte«, sagte er sich. »Ich kenne nur einen Mann, der fähig ist, einen solch meisterhaften Hinterhalt zu legen.« Er hätte nicht weiterleben mögen, ohne später in Erfahrung bringen zu können, warum dieser unbezwingbare Kämpfer, der stets bereit war, sich bis zum letzten Blutstropfen zu schlagen, bei der Endschlacht seines Lebens nicht bis zum Schluß durchgehalten hatte.

Um sechs Uhr morgens, auf seiner letzten Runde, hatte der Nachtwächter das Schild gesehen, das an die Eingangstür geheftet war: *Treten Sie ein, ohne zu läuten, und verständigen Sie die Polizei.* Kurz darauf kam der Kommissar mit dem Assistenzarzt, und beide durchsuchten das Haus nach irgendeinem Hinweis, der gegen den unverwechselbaren Hauch der bitteren Mandeln sprach. In den wenigen Minuten aber, die für die Analyse der unvollendeten Partie nötig

waren, entdeckte der Kommissar dann einen Umschlag zwischen den Papieren auf dem Schreibtisch, der an Doktor Juvenal Urbino adressiert und mit soviel Siegellack gesichert war, daß man ihn zerfetzen mußte, um den Brief herauszunehmen. Der Arzt zog, um mehr Licht zu haben, den schwarzen Vorhang am Fenster beiseite, warf zuerst einen schnellen Blick auf die elf Bogen, die beidseitig mit gefälligen Schriftzügen beschrieben waren, und begriff, nachdem er den ersten Absatz gelesen hatte, daß er bereits die Kommunion verpaßt hatte. Er las atemlos, blätterte mehrere Seiten zurück, um den verlorenen Faden wiederzufinden, und schien, als er fertig war, nach einer langen Zeit von weither zurückzukehren. Seine Niedergeschlagenheit war sichtbar, obwohl er sie zu verbergen suchte: Seine Lippen hatten die gleiche bläuliche Färbung wie die Leiche angenommen, und er konnte nicht das Zittern seiner Hände verhindern, als er den Brief wieder zusammenfaltete und in der Westentasche verwahrte. Dann erinnerte er sich des Kommissars und des jungen Arztes und lächelte ihnen aus den Nebeln seines Trübsinns zu.

»Nichts Besonderes«, sagte er. »Es sind seine letzten Verfügungen.« Das war die halbe Wahrheit, aber sie glaubten sie ganz, als er sie anwies, eine lose Fliese am Boden hochzuheben. Dort fanden sie ein abgenutztes Kontobuch, in dem die Zahlenkombination für die Geldkassette stand. Es war nicht so viel Geld da, wie sie vermutet hatten, doch mehr als genug, um die Kosten des Begräbnisses und andere kleine Verpflichtungen zu begleichen. Doktor Urbino war nun klar, daß er nicht vor dem Evangelium zur Kathedrale kommen würde.

»So weit ich zurückdenken kann, ist dies das dritte Mal, daß ich die Sonntagsmesse versäume«, sagte er. »Aber Gott hat Verständnis.« So blieb er lieber noch einige Minuten



länger, um alle Einzelheiten zu klären, obwohl er kaum das Verlangen beherrschen konnte, seiner Frau die Enthüllungen des Briefes mitzuteilen. Er verpflichtete sich, die zahlreichen Flüchtlinge aus der Karibik, die in der Stadt lebten, zu benachrichtigen, damit sie demjenigen die letzte Ehre erweisen konnten, der sich als der achtbarste, aktivste und radikalste unter ihnen hervorgetan hatte, selbst dann noch, als allzu offenkundig wurde, daß er dem Sog der Ernüchterung erlegen war. Er wollte auch den Schachfreunden Bescheid geben, unter ihnen berühmte Akademiker, aber auch namenlose Handwerker, sowie anderen, weniger engen Freunden, die aber möglicherweise an der Beerdigung teilnehmen wollten. Bevor er den Abschiedsbrief kannte, war er entschlossen gewesen, der erste Trauergast zu sein, als er ihn aber gelesen hatte, war alles ungewiß geworden. Wie auch immer, er würde einen Gardenienkranz schicken, für den Fall, daß Jeremiah de Saint-Amour eine letzte Minute der Reue gehabt haben sollte. Das Begräbnis wurde für fünf Uhr angesetzt, das war in den Hitzemonaten die günstigste Zeit. Falls man ihn brauche, ab zwölf Uhr mittags sei er im Landhaus seines lieben Schülers, Doktor Lácides Olivella, zu erreichen, der an diesem Tag mit einem Galaessen sein silbernes Berufsjubiläum begehe.

Doktor Juvenal Urbinos Tagesablauf gehorchte, seit seine Sturm-und-Drang-Jahre vorüber waren und er einen Ruf und eine Respektabilität erlangt hatte, die in der Provinz ihresgleichen suchten, einer leicht einsehbaren Routine. Er stand mit den ersten Hähnen auf, und zu dieser Stunde begann er auch seine geheimen Medizinen einzunehmen: Bromkali, um die Stimmung zu heben, Salycilate gegen die Knochenschmerzen in Regenzeiten, Roggenkeim-Tropfen gegen die Benommenheit, Belladonna, um gut zu schlafen. Er schluckte jede Stunde etwas und immer heimlich, da er

sich in seinen langen Jahren als Arzt und Lehrer stets dagegen gewehrt hatte, Palliativa gegen das Alter zu verschreiben: Es fiel ihm leichter, die fremden Schmerzen zu ertragen als die eigenen. Er hatte immer ein kleines Riechkissen mit Kampfer in der Tasche, und wenn ihn niemand beobachtete, atmete er ihn tief ein, um die Angst vor soviel durcheinandergemengten Arzneimitteln abzuwehren.

Eine Stunde lang hielt er sich in seinem Arbeitszimmer auf, wo er die Vorlesung für Allgemeinmedizin vorbereitete, die er bis zum Vortag seines Todes täglich montags bis samstags um Punkt acht Uhr im Medizinischen Institut hielt. Er war auch ein aufmerksamer Leser literarischer Neuerscheinungen, die ihm sein Pariser Buchhändler mit der Post schickte oder die sein Buchhändler am Ort für ihn aus Barcelona bestellte, allerdings verfolgte er die spanischsprachige Literatur nicht mit der gleichen Aufmerksamkeit wie die französische. Jedenfalls las er nie morgens, sondern eine Stunde lang nach der Siesta und abends vor dem Schlafen. Vom Arbeitszimmer ging er ins Bad, wo er fünfzehn Minuten lang vor dem offenen Fenster Atemübungen machte, wobei er sich immer der Richtung zuwandte, aus der die Hähne krächten, denn von dort kam die neue Luft. Dann badete er, bürstete seinen Backenbart und wuschte den Schnurrbart, alles in einem von Kölnisch Wasser – dem echten Farina gegenüber – gesättigten Raum, und kleidete sich nun in weißes Leinen, mit Weste, weichem Hut und Halbschuhen aus Korduanleder. Mit seinen einundachtzig Jahren hatte er sich die formlose Umgangsart und die muntere Geistesverfassung aus der Zeit bewahrt, als er, kurz nach der großen Choleraepidemie, aus Paris zurückgekehrt war. Auch das wohlgekämmte Haar mit dem Mittelscheitel blieb immer noch dem seiner Jugend, sah man von dem metallischen Farbton ab. Er frühstückte mit der Familie, hielt

sich jedoch an seine eigene Diät: Ein Aufguß aus Wermutblüten für das Wohlbefinden des Magens und eine Knoblauchknolle, deren Zehen er Stück für Stück schälte und dann mit einer Scheibe Brot gewissenhaft kaute, um den Erstickungsanfällen des Herzens vorzubeugen. Nur selten hatte er nach der Vorlesung nicht irgendwelche Verpflichtungen im Zusammenhang mit seinen staatsbürgerlichen Initiativen, seinem katholischen Engagement oder seinen künstlerischen und sozialen Aktivitäten.

Er aß fast immer daheim zu Mittag und hielt eine zehnmünütige Siesta, zu der er sich auf die Terrasse zum Innenhof setzte, und hörte in seinen Träumen die Lieder der Dienstmädchen unter dem Laubwerk der Mangos, hörte die Ausrufer auf der Straße, das Dröhnen der Schiffsmotoren in der Bucht, deren Ausdünstungen an den heißen Nachmittagen flügelschlagend durch das Haus zogen, wie ein Engel, der zur Fäulnis verdammt ist. Dann las er eine Stunde lang die neuen Bücher, vor allem Romane und historische Studien, und gab dem zahmen Papageien, der seit Jahren eine lokale Attraktion war, Unterricht in Französisch und Gesang. Um vier Uhr, nachdem er eine große Kanne geeister Limonade getrunken hatte, machte er sich auf den Weg zu seinen Kranken. Trotz seines Alters weigerte er sich, die Patienten in seine Praxis kommen zu lassen. Er versorgte sie weiterhin in ihren eigenen Häusern, wie er es stets seit jener Zeit gehalten hatte, als die Stadt noch so überschaubar war, daß man überallhin zu Fuß gehen konnte.

Seit seiner ersten Rückkehr aus Europa ließ er sich in dem von zwei Goldfüchsen gezogenen Landauer der Familie fahren. Als dieser ausgedient hatte, tauschte er ihn gegen eine leichte einspännige Kutsche, die er mit einer gewissen Verachtung für die Mode auch dann noch benutzte, als die Kutschen langsam aus der Welt verschwanden und die letz-

ten noch in der Stadt verbliebenen allein dazu dienten, Touristen auszufahren und Kränze zu den Beerdigungen zu bringen. Er weigerte sich, in den Ruhestand zu gehen, obwohl ihm bewußt war, daß er nur noch zu den hoffnungslosen Fällen gerufen wurde, aber er hielt auch dies für eine Form der Spezialisierung. Es genügte ihm, einen Kranken zu sehen, um zu wissen, was ihm fehlte. Immer stärker mißtraute er den Standardarzneien und verfolgte beunruhigt das Umsichgreifen der Chirurgie. »Das Chirurgenmesser ist der beste Beweis für das Scheitern der Medizin«, sagte er gerne. Er war der Meinung, daß – strenggenommen – jedes Medikament Gift sei und daß siebzig Prozent der üblichen Nahrungsmittel den Tod beschleunigten. »Das wenige, was man über das Heilen von Kranken weiß«, pflegte er bei der Lehrveranstaltung zu sagen, »wissen in jedem Fall nur einige wenige Ärzte.« Seine jugendliche Begeisterung hatte einer Haltung Platz gemacht, die er selbst als fatalistischen Humanismus bezeichnete: »Jeder ist seines Todes Schmied, und wenn ihre Stunde gekommen ist, können wir den Menschen nur dabei helfen, ohne Angst und Schmerzen zu sterben.« Doch trotz dieser extremen Ansichten, die schon zur medizinischen Folklore der Stadt gehörten, holten seine ehemaligen Schüler auch dann noch seinen Rat ein, wenn sie schon angesehene Ärzte waren, denn sie schrieben ihm das zu, was man damals den klinischen Blick nannte. Auf alle Fälle war er immer ein teurer und exklusiver Arzt gewesen, und seine Klientel wohnte vorwiegend im herrschaftlichen Viertel der Vizekönige.

Er hatte einen so geregelten Tagesablauf, daß seine Frau wußte, wohin sie ihm eine Botschaft schicken mußte, wenn etwas Dringendes während der nachmittäglichen Hausbesuche vorfiel. In seinen jungen Jahren kehrte er, bevor er nach Hause fuhr, noch ins Café de la Parroquia ein und perfektio-

nierte dort zusammen mit den Kumpanen seines Schwiegervaters und einigen Flüchtlingen aus der Karibik sein Schachspiel. Seit dem Anbruch des neuen Jahrhunderts war er jedoch nicht wieder ins Café de la Parroquia gegangen und versuchte statt dessen nationale Meisterschaften unter der Schirmherrschaft des Club Social zu organisieren. Das war die Zeit, in der Jeremiah de Saint-Amour bereits mit toten Knien, doch noch kein Kinderfotograf, in die Stadt kam. Bevor drei Monate vergangen waren, kannte ihn jedermann, der einen Läufer bewegen konnte, denn es war niemandem gelungen, Saint-Amour in einer Partie zu schlagen. Für Doktor Juvenal Urbino war diese Begegnung wie ein Wunder, gerade eben, als ihm das Schachspiel zur unbeherrschbaren Leidenschaft geworden war, aber nur noch wenige Gegner blieben, um diese zu stillen.

Dank seiner Hilfe konnte Jeremiah de Saint-Amour das werden, was er bei uns war. Doktor Juvenal Urbino entwickelte sich zu seinem bedingungslosen Gönner, er bürgte für alles und machte sich nicht einmal die Mühe, erst in Erfahrung zu bringen, wer sein Schachpartner war, was er tat oder aus welchen ruhmlosen Kriegen er in diesem Zustand der Invalidität und Verstörung gekommen war. Schließlich lieh er ihm Geld, damit er das Fotoatelier aufmachen konnte, und Jeremiah de Saint-Amour zahlte es ihm mit der Gewissenhaftigkeit eines Bortenwirkers von dem Augenblick an, da er das erste vom Magnesiumblitz erschreckte Kind ablichtete, nach und nach bis auf den letzten Heller zurück.

Alles für das Schachspiel. Anfangs spielten sie um sieben Uhr abends, nach dem Essen, mit einer angemessenen Vorgabe für den Arzt wegen der deutlichen Überlegenheit des Gegners, dann von Mal zu Mal mit kleineren Vorgaben, bis sie einander ebenbürtig waren. Später, nachdem Don Galileo Daconte das erste Kino aufgemacht hatte, wurde Jere-

miah de Saint-Amour zu einem seiner regelmäßigen Kunden, und die Schachpartien beschränkten sich auf die Abende, an denen keine Erstaufführungen stattfanden. Damals war er schon so gut Freund mit dem Arzt, daß dieser ihn ins Kino begleitete, allerdings immer ohne Frau, teils weil diese nicht die Geduld aufbrachte, den Faden komplizierter Handlungen zu verfolgen, teils weil er schon immer gespürt hatte, daß Jeremiah de Saint-Amour kein guter Umgang war.

Juvenal Urbinos besonderer Tag war der Sonntag. Er besuchte das Hochamt in der Kathedrale, kehrte dann nach Hause zurück, blieb dort, ruhte sich aus und las auf der Terrasse des Patios. Nur selten machte er an einem Feiertag einen Krankenbesuch, es mußte sich schon um einen ausgesprochenen Notfall handeln, und seit vielen Jahren kam er auch keiner gesellschaftlichen Verpflichtung mehr nach, es sei denn, sie wäre zwingend gewesen. An jenem Pfingsttag fielen durch einen außerordentlichen Zufall zwei seltene Begebenheiten zusammen: der Tod eines Freundes und das Jubiläum eines hervorragenden Schülers. Statt jedoch, nachdem er den Tod von Jeremiah de Saint-Amour beurkundet hatte, ohne Umweg nach Haus zu fahren, wie er es vorgehabt hatte, ließ er sich von der Neugier fortreiben.